

Elsbeth Kautz

Kulturelle **Impulse**

Grundlagen

Künstlerische Wissenschaft

Grundlegend und wichtig sind für mich die Beziehung von Arbeit, Kunst, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft.

Ein Schlagwort Anfang der 2000er Jahre war Kulturmanagement. In diesem Zusammenhang ist der Text Kulturelles Management entstanden, ergänzt um das Konzept Kulturelle Arbeitsgespräche.

Die Trennung und Aufteilung von Lebenserfahrung in Freizeit und Beruf, Spezialistentum und Hobbybastler, Hilfsarbeit und Handwerk, Kunst und Wissenschaft, freie Beschäftigung und geregelter Arbeitsplatz machten mir immer schon zu schaffen. Aus den Überlegungen dazu entstand das Konzept Künstlerische Wissenschaft.

Ideen und Projekte, die auf der Internetseite veröffentlicht wurden und werden, folgen diesen Entwürfen und drücken meine Haltung zu Leben und Arbeit, Wissenschaft und Kultur aus.

Kulturelle Impulse auf www.kulturelle-impulse.de war in der ersten Version von 2008-2012 frei geschaltet. 2022 erfolgt der Neustart mit neuem Design und neuem Inhalt. Meine alten Texte werden dort als PDF zum Download eingestellt.

Dieser Text und andere Texte können kostenlos online auf www.kulturelle-impulse.de gelesen werden und sind für Interessierte auch als Download verfügbar. Das Copyright liegt natürlich bei mir. Ein Honorar ist Ehrensache, daher freiwillig. Mit einem selbst gewählten Betrag in einer Höhe ab etwa 3 Euro unterstützen Sie / unterstützt du meine laufenden und zukünftige Projekte.

Die Unterstützung meiner Arbeit ist ganz einfach mit einer Überweisung möglich. Auch ein kleines „Dankeschön“ ist ein Antrieb und hält den Motor am Laufen. Im direkten Kontakt per E-Mail erhalten Sie / erhältst du auf Anfrage über kulturelle-impulse@t-online.de oder elsbeth.kautz@t-online.de meine Bankdaten. Betreff: Honorar oder Förderung Kulturelle Impulse.

©Elsbeth Kautz / 2008 / PDF-Version April 2022

Freiberufliche Geschichts- (MA) und Kulturwissenschaftlerin
Eschenhausen 18 b
27211 Bassum

www.elsbeth-kautz.de
www.kulturelle-impulse.de



Impuls-Schleife

Aus dem Unendlichen ins
Unendliche
pulsieren Lücken und Rosetten

Leben gestaltet
wandelt in Form und Stoff

So stellt sich Materie her

Grundlagen

Künstlerische Wissenschaft

Kultur-Praxis-Experimente: Zitate....5

Anfangen: Wörter, Begreifen....6

Keime: Programme oder künstlerische Wissenschaft?....7

Lücken: Freiheit, Handlung....9

Wirklichkeit: Wissen, Wissenschaft10

Speicher: Geschichte, Gedächtnis....13

Dazwischen: Medien, Mittel....16

Spiel: Erforschen, Versuchen....20

Kultur: Kunst, Technik....23

Menschen: Bauern, Künstler, Handwerker,25

Also....27

Literatur und Onlinequellen....29

Kultur-Praxis-Experimente

Künstlerische Wissenschaft als experimentelle Kulturaneignung

Zitate

*alle regeln, die man dem studieren vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen:
lerne nur, um selbst zu schaffen.*

(„Lernen“: Schelling vorles. üb. die methode des acad. stud. 66; zit. n. DWB von Jacob und Wilhelm Grimm, Online-Angebot)

Die mit den Neuen Medien verbundenen Arbeitsweisen sind kontingent, diskontinuierlich, fragmentarisch. Sie sind experimentell in einem neuen Verständnis von Experiment ... Hypothesen sind jetzt eher künstlerische, unverbindliche Spielentwürfe und nicht mehr – wie in einem klassischen Verständnis – Antizipationen „wirklichen“ Wissens. [Hervorh. im Orig.]

(Reinhard Margreiter: Medienphilosophie, S. 238)

Die humane Welt immer wieder ohne Not künstlerisch neu zu erfinden ist mithin kein Programm, wie sie sein soll, und erklärt nicht, wie etwas gekommen ist, sondern ist nur der Versuch, etwas zu äußern, das so noch nicht geäußert wurde und mit nichts anderem identisch ist. Das ist der immanente Sinn, der Selbstzweck von Spiel und Sprache, Kunst und Denken. Das ist ursprünglich und hört nicht auf – oder erst, wenn auch die Welt am Ende ist.

(Hermann Pfütze: Form, Ursprung und Gegenwart der Kunst, S. 175)

Anfangen: Wörter, Begreifen

Was sind schon Wörter – bloß leere Hülsen? Sicher nicht, drücken sie doch unsere menschlichen Lebensbedingungen und Beziehungen zu den Dingen und zur Umwelt aus. Und sie spiegeln Macht- und Herrschaftsverhältnisse wider, eben weil wir bedingt sind und in Beziehungen leben. Sowieso müssen Wörter erst einmal entstehen, sie müssen geformt und gebildet werden. Als Hautwörter gewinnen sie geradezu Substanz, führen dann scheinbar frei vom Tun ein Eigenleben und werden selbst imaginäre Dinge der Lebenswelt, egal ob es sich um Wörter für Gegenständliches oder Ideen handelt. Etwas können gerinnt zur Kunst, etwas wissen zur Wissenschaft. Was ein Wort meinen kann, wandelt und verändert sich mit der Zeit, mit den Erkenntnissen, mit den Methoden und den Gewohnheiten. Wir haben jetzt viele Wörter. Keine Frage: Wir Menschen haben viel gelernt.

Wörter drücken aus, was wir denken und fühlen, was wir machen und wollen. Umgekehrt kommen die Wörter auf uns zurück und prägen wiederum unsere Wahrnehmung und unser Denken. Auch Wörter wie Kunst und künstlerisch, Wissen und Wissenschaft kommen von irgendwo her und haben sich in der Bedeutung und Anwendung gewandelt. Wer ihr Feld beackert, verteidigt schließlich sein Territorium. Deshalb: Wer darf diese oder andere Begriffe verwenden und in Anspruch nehmen? Ich begehe mit dem eigenschaftswörtlichen Vorsatz – dem adjektivischen „künstlerisch“ vor der Wissenschaft – also einen kleinen Frevel, weil als Wissenschaft und Beruf ich mein Tun und Treiben nur auf dem Gebiet der Geschichte und Kultur benennen darf. Bereits im Tretrmühlen-Projekt ging es um die Begriffe Arbeit, Kunst und Kultur, um der herrschenden Arbeitskultur und Wirtschaftsmoral – sprich den Tausch- und Aneignungsverhältnissen – auf die Spur zu kommen. Ab welchem individuellen Wissensstand und mit welchen Legitimationen darf man sich öffentlich zu etwas Gedanken machen bzw. an etwas zu schaffen machen? Ist unter Wissensstand nur der mehr oder weniger propagierte Bildungskanon zu verstehen? Was ist das Wissensreservoir einer Gesellschaft, wie kommt es zustande? Als Legitimationen dienen heute Zertifikate aller Art, die im Arbeits- und Bildungssektor üblich (geworden) sind und Zugang zum Bildungssystem schaffen. Der Bildungssektor ist mittlerweile zu einem lukrativen Markt angewachsen. Wer will, kann den sogenannten ProfilPass für etwa 27,60 Euro käuflich erwerben, Herausgeber sind das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung und das Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung. „Verschaffen Sie sich Klarheit über Ihr eignes Wissen und Können“. Das jedenfalls verspricht der Bertelsmann Verlag. Der „ProfilPass“ kommt in aufwändig gestalteter Hochglanzausstattung im Ordner daher und kann erweitert werden. Die Blätter und Einlagen dürfen nicht kopiert werden. Unterstützung durch Profis ermöglicht die Zertifizierung und macht den Pass zu einem bildungs- und arbeitsmarktpolitischen Instrument. Auf <http://www.libreka.de/> können einige Seiten eingesehen werden. Ob sich dieses System durchsetzen wird?

Ich gehe einen anderen Weg, habe den Mut mich meines Verstandes zu bedienen und frage ohne Anleitung von anderen: Was ist Wissen? Woher kommt mein Wissen? Was kann ich damit anfangen? Wie kann ich Wissen und Erfahrung umsetzen? Wie be- und verarbeite ich es? Was bedeutet es für meine Lebenswirklichkeit?

Keime: Programme oder künstlerische Wissenschaft?

Künstlerische Wissenschaft ist der dritte Grundlagentext meines Web-Projekts **kulturelle impulse**. Er ergänzt die Aufsätze Kulturelles Management/Walten und Kulturelle Arbeitsgespräche. Diese drei Aufsätze sind Basis meiner freien unordentlichen Projekte. Was treibt mich an? Jedenfalls nicht Richtlinien und Konzepte wie „Lebenslanges Lernen“, Anweisungen und Interventionen von außen. Ich frage mich, von wo diese kommen. Von oben? Von wem? Wer weist sie an? Und warum? Die geforderte Selbstorganisation im bildungspolitischen Konzept der Europäischen Union „Lebenslanges Lernen“ soll der europäischen Bevölkerung erst fremdbestimmt und fremdorganisiert beigebracht werden. Immer flexibel sollen Menschen laufend sich den immer schneller ändernden Gegebenheiten der Weltwirtschaft anpassen und der Beschäftigung samt zugehöriger Fortbildung nach laufen, vom Kindergarten bis ins Greisenalter. Sie sollen das freiwillig tun, sie sollen wollen. Davon sprachen Johannes Beck, Silija Samerski und Ivan Illich unter dem Titel „Der verhältnismäßige Mensch“ in einem Vortrag an der Universität Bremen im Februar 1999. „Fremdorganisierte Selbstorganisation“ nennen es andere (Voß zit. n. Höhne: S. 39). Gelernte Berufe sind keine Beschäftigungen mehr fürs Leben, lange Zeit versprochen sie einen soliden, festen Boden unter unseren Füßen. Der feste Boden ist nun zu einer Art Laufband geworden, auf dem wir lernend der Zukunft hinterher rennen. Und wir sind nicht mehr, was wir machen, sondern angepasste Dienstleister auf Nachfrage und Zulieferer von Fragmenten nach Bedarf. Anstatt auf die Tretmühle kommen wir heute, wenn die alte Beschäftigung obsolet geworden ist, in ein Weiterbildungsprogramm. Angestellte und Beamte erhalten, ob sie wollen oder nicht, ein betriebliches Coaching verpasst. Es ist vielleicht sowieso nur als mentale Feinjustierung des Beamten oder Angestellten im Betriebsablauf nach vorgegebenen Managementrichtlinien gedacht. So funktioniert die Tretmühle der Moderne – eine virtuelle Tretmühle.

Mit der Künstlerischen Wissenschaft beackere ich ein Feld, um hoffentlich nicht nur für mich eine kulturelle Nische zu schaffen. Die kulturelle Nische klingt nicht nur zufällig nach der ökologischen. Das Vertrauen auf Impulse und Keime verweist auf den doch unbestimmten Übergang von Natur und Kultur. Denn bis heute kann keine Wissenschaft begründen, wieso etwas anfängt und ist (Leben eben!).

Der Kommunikationswissenschaftler Michael Giesecke entwickelte im Rahmen seiner Kultur- und Medientheorie den Begriff „Ökologie“. Grundsätzlich, so meine ich, sollte man eigenen Impulsen Raum geben können und darauf vertrauen dürfen, dass etwas daraus entstehen kann. Freilich muss das gesellschaftliche Umfeld und Klima passen, soll ein Impuls als Keim gedeihen. Was gelernt und angeeignet werden kann, sollte eigenen Entwicklungsschritten folgen und nicht fremdbestimmt und festgelegt sein. Gerade das macht den Weg der Bildung spannend und interessant: Was mache ich aus mir? Was macht den anderen aus? Was gibt mir und Ihnen Halt – Haltung? Standardisiertes Lernen in der Schule ist als tragfähige gesellschaftliche Allgemeinbildung sicherlich sinnvoll und notwendig, aber nicht hinreichend. Als alleiniges Bildungskonzept ist es jedoch nur ein bequemer Weg für jene, die fertig getrimmtes, verfügbares Personal verlangen.

Künstlerische Wissenschaft ist eine selbstreflexive Schleife. Das Leben selbst ist der Impuls. Es ist in der Welt, kommt von außen, von innen, von überall her. Es will materialisiert, verstofflicht werden. Es will verschafft, durchgekaut, geformt und umgewandelt werden. Es will immer weitergehen und weitergegeben werden, von Generation zu Generation. Kultur verwirklicht sich in Kommunikation und in Beziehungen von lebendigen Wesen untereinander. Damit ist nicht Geschwätzigkeit gemeint. Kommunikation ist auch mehr als die Nutzung elektrotechnischer Medien. Die Wahrnehmung dessen, was uns umgibt, ob Kultur oder Natur, ist – angefangen mit der Sprache – medial bestimmt. Die Beziehungen von Menschen unter und zwischen einander wurden im Laufe der Geschichte zunehmend durch Medien vermittelt. Einzig in der Begegnung und Bewegung im Raum, im Tanz wie Rudolf zur Lippe leibliches Erleben nennt und deshalb in seiner Philosophie „Das Denken zum Tanzen bringen“

will, sind wir unmittelbarer in der Welt. Der Leib selber nimmt wahr. Das Bewusstsein bringt es zur Kenntnis.

Die Kulturwissenschaften befinden sich jetzt, am Beginn des 21. Jahrhunderts, in einem medial turn. Es ist der Bedeutung des Internets, des World Wide Webs und der daran angeschlossenen elektrotechnischen Mediengeräten geschuldet. Auch ich sitze hier, am anderen Ende der medialen Leitung gewissermaßen, und nutze die Angebote und Möglichkeiten der neuen Medien. So kann ich die Möglichkeiten und Facetten des Mediums Internet erkunden, damit experimentieren und experimentell und spielerisch Medienkompetenz erwerben – ganz ohne lebenslanglich verordnetes Lernen. Aber es ergeben sich Fragen: Wer hilft bei der Gestaltung meiner Internetseite? Wo finde ich Unterstützung und Verbündete für meine Projekte? Was verändert sich beim Arbeiten und Forschen an den verschiedenen Themen? Wie organisiert man sich in einer medial vermittelten Welt? Welchen Einfluss hat alles auf mein Leben, mein Denken, meine Arbeit und deren Inhalte? Woher nehme ich die Mittel, Zeit und Geld? Denn Form (Medium) und Inhalt (Botschaft) sind unlösbar miteinander verbunden.

Lücken: Freiheit, Handlung

„...Freiheit gründet in dem Menschenrecht, sich für sein Dasein und die Lücke, die es öffnet, nicht rechtfertigen zu müssen, und in dem Bewusstsein, auf Erden willkommen zu sein wie alle anderen auch...“ bemerkt Hermann Pfütze in seinem Buch „Form, Ursprung und Gegenwart der Kunst“. Was hat diese Freiheit als „nicht erzwingbares, elementares Menschenrecht“ (Pfütze: S. 254) mit Kultur, also hier speziell mit künstlerischer Wissenschaft und experimenteller Kulturaneignung zu tun? In dem zitierten Satz stecken alle Hinweise. Es ist vom Dasein des Einzelnen und einer Lücke, die dadurch geschaffen wird, die Rede. Die Lücke im Dickicht, im Gemäuer, in einem geschlossenen Umfeld oder sonst wie definierten Raum, schafft jetzt Durchblick. Die Lücke ermöglicht neue Einsichten und lässt Licht herein (Aufklärung!). Ungeahntes kann sichtbar werden. Die Lücke dient als eine Schleuse und gibt einen Kanal frei. Dass jemand willkommen geheißen wird, erinnert daran: Man ist zu Gast, also ein Fremder, und somit immer per se anders. Und für diese Differenz, für den Unterschied zum Vorhandenen oder Vorherigen muss sich keiner rechtfertigen oder entschuldigen. Eingelöst wird das Menschenrecht aber nur dann, wenn dieser überraschende Moment des Anderen zu Bewusstsein kommen und ausgelebt werden kann. Der in seiner Freiheit handelnde Mensch hat so die Wahl, dem Bestehenden etwas Neues hinzuzufügen oder Änderungen herbeizuführen. Selbstredend ist der Gast, der Fremde – also auch immer man selbst – dadurch für die eigene Handlung verantwortlich.

Wirklichkeit: Wissen, Wissenschaft

Wie entsteht Wirklichkeit? Sobald die Dinge und Ereignisse in der Gegenwart realisiert sind, erscheint alles selbstverständlich und unabänderlich: Es ist die Welt, in der wir leben. Wie hätte es auch anders kommen können? Gab es Alternativen? Wäre alles tatsächlich festgelegt und unumgänglich, müsste nichts weiter gemacht werden. Die Geschichte liefe ja prädestiniert ab. Ebenso fragt es sich, ob es immer eine Art "Best-of" Variante gibt. Gibt es eine Art universelles Qualitätsmanagement, das nach dem Optimum strebt, oder darwinistisch gesprochen ein: Survival of the fittest? Religionen gründen auf dem Streben nach dem moralisch gedachten guten und richtigen Leben bzw. im Monotheismus lebt der Mensch auf Gott hin oder im Angesicht Gottes. Ganz knapp formuliert: Wie wirkt sich der eigene Glaube, das eigene Verhalten auf die Wirklichkeit aus? Was bewirken Mehrheiten, Massen und ihre Führungen, seien sie nun religiös, politisch oder wirtschaftlich gesteuert? Wird Wirklichkeit hergestellt? Bedeutet Macht: Herstellen von Wirklichkeit und damit Herstellen von Lebensrealität?

Wozu und weshalb strengen wir uns an? Erhält das Leben Sinn, wenn Wissen schaffen bedeutet, andere Möglichkeiten zu schaffen oder zumindest für die Zukunft offen zu halten, und die Wege dahin nicht eng zu legen. Wissenschaft nehme ich deshalb wörtlich: Wie verschaffe ich mir Wissen? Wer kann, darf Wissen schaffen? Wissen schaffen kommt der Errichtung eines Gebäudes gleich. Man kann in einem Denkgebäude hausen und wohnen. Die Frage ist nur, inwieweit man selbst als Architekt und Bauherr daran beteiligt war, oder ob es ein vorgefertigter Fertig- und Massenbau ist.

Die heutigen sogenannten exakten Wissenschaften leben vor allem als angewandten Wissenschaften davon, dass nur Vorhersagbares passieren soll. Es muss berechenbar sein. So lässt sich immer Gleiches relativ zuverlässig immer wieder herstellen. So lange man will. Oder bis sich eben durch Zufall oder beharrliche Grundlagenforschung doch wieder ein Türchen in eine andere Wirklichkeit finden lässt. Die – wohl gemerkt – manipulierbar sein muss. Nicht zuverlässig reproduzierbares Wissen ist nicht für Massenproduktion oder Bestellware geeignet. Damit dürfte jetzt verständlich werden, auf was ich hier abziele: Was geschieht mit Wissen, das nur punktuell und individuell erfahrbar ist? Was bedeutet es, wenn die Erfahrung, die ja dem Wissen irgendwie vorausgehen muss, nur durch große Anstrengung und auch dann nur unter äußerst guten bzw. unter extrem schwierigen Bedingungen zu machen ist? Beispiel: Man macht eine Erfahrung, lernt etwas kennen, kann es aber nicht auf Wunsch vorzeigen oder wiederholen. Schon gar nicht ist es zur Herstellung lukrativer Massenprodukte geeignet. Gerade im weiten Feld von Kunst und Kultur, der Freien Künste und Wissenschaften mit vorläufigem und experimentellem Charakter, mag manches dem Unbedarften überflüssig erscheinen.

Freilich gibt es angewandte, praktische Künste, Kultur und Kulturwissenschaften, die verlässliche Ergebnisse produzieren. Museen, Theater, Verlage und andere Kultureinrichtungen beherbergen schließlich Künstler, studierte Wissenschaftler und Kulturschaffende aller Art, die ihr Wissen einbringen. Sie sorgen dafür, dass da, wo Goethe oder Schiller drauf steht, deren Werk auch immer drin ist. Die Geschichtswissenschaft muss ihre Erkenntnisse anhand von Quellenmaterial belegen und verständlich interpretieren können. Historische Prozesse lassen sich zwar (im Nachhinein) erkennen und herausarbeiten, das heißt aber nicht, dass es zwangsläufig zu bestimmaren historischen Abläufen kommt, im Sinne eines historischen Determinismus. Sicher es gibt Tendenzen und Wahrscheinlichkeiten. Was früher Utopien erledigten, beschäftigt heute Trend- und Zukunftsforscher. Der Philosoph Kurt Hübner hält Zukunftsforschung für ein Phänomen, das der Selbstbeschleunigung der modernen Technik geschuldet ist, weil die Auswirkungen dieser Dynamik nicht mehr unmittelbar übersehbar seien (Hübner: S. 377f). Moderne Technik ist selbstgläubig und ist sich ihrer historischen Bedingtheit wenig bewusst (Hübner: S. 381). In jedem Fall wirkt (eine) Geschichte im Kopf auf die Zukunft ein und Glaube, so sagt man, versetzt Berge. Auch heißt es, der Sieger schreibe die Geschichte. Was bedeutet es folglich, wenn (die) Geschichte anders erzählt werden kann, eventuell

korrigiert werden muss, weil Fehler und Fälschungen entdeckt werden, der Blickwinkel oder die Interessen sich geändert haben? Beispielsweise sagen wir, die Zeiten hätten sich geändert oder es sei Gras über die Sache gewachsen. Ab wann ist eine historische Begebenheit perfekt zu Ende geschrieben?

Wissenschaft, so wird selbst in den technischen und sogenannten harten Wissenschaften wie beispielsweise Physik argumentiert, lebt vom Zweifeln und ständigem Infrage stellen der gegenwärtigen Erkenntnisse. Sogar das Scheitern ist jetzt bei den Naturwissenschaften hoffähig geworden „The Journal of unsolved Questions“ auf <http://junq.info/> schreibt zwar auf der Homepage (aufgerufen am 16.08.2011) „Sciens never fails“, meint damit aber ungelöste Fragen und unbefriedigende oder ins Leere gelaufenen Experimente, die, so die Macher, sollten dokumentiert werden. Warum? Oft genügt eine Generation, um Perspektiven zu ändern. Oder jemand vertritt einen anderen Standpunkt, weil eine neue Theorie entwickelt wurde, weil neue Erkenntnisse oder neues Quellenmaterial auftauchten. Andere haben eine alternative Idee und Interpretation. Denn schließlich unterliegen historische wie wissenschaftliche Betrachtungen dem Wandel. Verschiedene Gesichtspunkte, der sogenannte Standort, der Erkenntnishorizont, die Absicht des Betrachters u. a. m. wirken immer auf das Ergebnis ein. Sogar eine eigentlich falsche Annahme, die einem wissenschaftlichen Experiment zu Grunde liegt, kann zu brauchbaren Ergebnissen führen. Der Mediziner und Wissenschaftler Ludwik Fleck widmete sich diesen Phänomenen in seinem 1935 veröffentlichten Werk „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv“. Er geht dem Phänomen anhand der Geschichte des Syphiliserregers und der Bakteriologie nach. Unter anderem hielt Robert Koch, Begründer der Bakteriologie, bei der Erforschung der Krankheitserreger an der falschen Annahme fest, dass der bloße Nachweis des Erregers im Körper schon die Krankheit ausmacht. Sylvia Berger erläutert den Sachverhalt am Beispiel der Tuberkulose (Berger: S. 72,73). Heute unterscheidet man zwischen dem Träger eines Erregers und dem Ausbruch der Krankheit, wie beispielsweise zwischen HIV infiziert und AIDS erkrankt. Aktuell stellt sich die Frage wieder beim EHEC-Erreger: Was lässt den infizierten Menschen letztendlich erkranken?

Der bereits zitierte Philosoph Kurt Hübner beschreibt in seinem 1978 erschienen Buch „Kritik der wissenschaftlichen Vernunft“, dass in den Naturwissenschaften genauso wie in den empirischen Wissenschaften von Grundannahmen ausgegangen wird. Jede Wissenschaft findet in ihrer Zeit und in einem bestimmten Umfeld statt, einer historischen Gemengelage gewissermaßen, die sich ja selbst wandelt und die ein Fortschreiten an Erkenntnis, die Richtung der Anwendung usw. beeinflusst (vgl. Hübner: S. 361ff, 379). Von daher gilt für die technischen Wissenschaften das Prinzip, dass alles ständig hinterfragt und überprüft werden muss, genauso wie für die empirischen Wissenschaften. Mancher Sprung in der Entwicklung wird überhaupt erst gemacht, wenn eine bestimmte Erkenntnis oder technische Erfindung wahrgenommen und aufgegriffen wird und schließlich ausreift. Kurt Hübner nennt als Beispiel für den Sprung ins technisch-wissenschaftliche Zeitalter „Maudslays Erfindung des Drehbanksupports“ (Hübner: S. 370). Diese Technik ermöglichte industrielle Massenproduktion durch Exaktheit, d.h. im Falle der Drehbank konnten jetzt Schrauben vorhersehbar und vor allem genau hergestellt werden. Das System des Messens und Konstruierens konnte auf andere Bereiche ausgeweitet werden. Die Pedanterie und der Erfindergeist Maudslays trafen auf ein stimmiges wissenschaftliches und gesellschaftliches Umfeld: Die auf das Technische, auf die Exaktheit der Form gerichtete Grundeinstellung war ausschlaggebend für das neue Zeitalter (Hübner: S. 370, bes. 371, Anm. 5). In einer bestimmten historischen Situation kann es beispielsweise eine interessante Entdeckung oder Erfindung geben, jedoch die allgemeine gesellschaftliche Grundstimmung ist anders ausgerichtet und es bleibt eine Randerscheinung, Hübner verweist in einem kurzen Abriss auf diese Zusammenhänge (Hübner: S. 361ff).

Immer wieder wurden und werden Künstler, Forscher und Erfinder belächelt, an ihrer Arbeit gehindert, manche verfolgt und weggesperrt. Wie weit dürfen Versuche an Lebewesen durchgeführt werden? Wollen wir Gentests an Embryonen und dürfen diese selektiert werden? Welche Themen dürfen Künstler ansprechen und was dürfen sie anschaulich zeigen? In dem Aufsatz „Anmerkungen zur Geschichte der anatomischen Studien“ (2002) geht der Mediziner Kurt W. Becker beispielsweise der historischen Entwicklung der wissenschaftlichen Autopsie, ihrer gesellschaftlichen Toleranz und Ablehnung nach. Lange Zeit in der Geschichte wurde die Sektion am Leichnam als Strafe über das Leben bzw. Tod hinaus verstanden und war deshalb nur bei zum Tode Verurteilten erlaubt. Die Leichenöffnung wurde für schlimmer als die eigentliche Hinrichtung empfunden, bot vielleicht gerade darum als sogenanntes Anatomisches Theater ein öffentliches Spektakel (Becker: S. 10f). Die Vivisektion ist heute nach wie vor nicht verhandelbar, es sei denn, man versteht die Entnahme von Organen an Hirntoten als solche. Dabei wird deutlich, wie wichtig das wissenschaftliche und theoretische Interesse der Zeitgenossen ist, welche Wissenschaften betrieben und gefördert, welche Disziplinen bevorzugt und welche vernachlässigt werden.

In den letzten Jahren wurden viele Fächer und Fachbereiche an den Universitäten neu organisiert, d.h. sie wurden nicht nur umbenannt, sondern die Inhalte neu ausgerichtet und der Lernstoff genauer festgelegt. Beispielsweise wurde das in den 1990er Jahren etablierte Fach Kulturwissenschaft (Singular) zunehmend in Spezialbereiche aufgesplittert. An der Uni Bremen wird das Studienfach im Bereich der Kultur- und Medienwissenschaften jetzt als Bachelor angeboten, im weiterführenden Masterstudiengang verzweigt es sich in Kunst- und Kulturvermittlung, Medienkultur, Transkulturelle Studien und Transnationale Literaturwissenschaften. Der Begriff Kulturwissenschaften (Plural) fungiert mittlerweile als Sammelbegriff der alten Geistes- und Gesellschaftswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften. Wie wirkt sich das auf die Rolle von Kultur überhaupt aus? Wie verändert das die Wahrnehmung von Kultur in der Gesellschaft? Welche Auswirkungen hat es auf die Kulturwissenschaften, ihre Themen und Methoden?

Speicher: Geschichte, Gedächtnis

Woher wissen wir, was wir wissen? Was heißt Wissen? Was ist ein Gewissen? Wenn man selbst etwas weiß, wo ist es dann? Die Beine und Füße wissen schon, wie sie gehen sollen, wenn wir uns nur erst einmal entschlossen haben, wohin. Bewegungen sind gespeichertes Wissen wie überhaupt alle leibkörperlichen Aktivitäten und Abläufe. Die organischen und vegetativen Vorgänge im Leib nehmen wir sowieso nur staunend zu Kenntnis, wenn auch erst dann, wenn es drückt und zwackt. Herkömmlich werden Geist, Gehirn und Körper getrennt und als bloße Gedächtnis- und Bewegungsspeicher aufgefasst, die es zu trainieren gilt. Als der erfolgreiche Tennisspieler Boris Becker in den 1980er Jahren seine mentale Verfassung mit den Match-Ergebnissen beim Tennisspielen in Verbindung brachte, fanden Kopf und Leib zumindest in den Scherzen des Publikums wieder zueinander. Obwohl der Volksmund eigentlich immer schon wusste, dass die Liebe durch den Magen geht, die Laus über die Leber läuft, aus Zorn die Galle hochkommt oder sonst wo der Schuh drückt. Dass sich also Befindlichkeiten, Erlebnisse und Erfahrungen in den Körper einschreiben, wissen wir eigentlich. Dass das Körpergedächtnis weit mehr ist, als die Summe des Angelernten, zeigt sich nicht nur in unserer Körperhaltung, in unseren Bewegungen und darin, was wir denken und sagen. Es schlägt sich auch in unserer Lebensgeschichte nieder. Annelie Keil, emeritierte Gesundheitswissenschaftlerin an der Universität Bremen, spürt der Lebensgeschichte nach, wenn der Mensch leidet und krank wird. Haben wir etwas weggedrückt und ausgeblendet, das wichtig für unsere Entwicklung war? Üben wir die für uns rechte Arbeit aus? Ist jemand unter- oder überfordert im Beruf und ich frage vor allem: Findet man Anerkennung?

Klaus Michael Meyer-Abich geht den psychosomatischen Zusammenhängen unter dem Titel „Was es bedeutet, gesund zu sein“ (2010) in einer umfassenden „Philosophie der Medizin“ nach. Bei seinen Überlegungen, inwieweit ein Mensch verantwortlich für sein Leiden ist, mögen sein psychosomatischer Ansatz und seine Überlegungen zur Gesundheitspolitik vielen freilich zu weit gehen. Mit gefällt beispielsweise die Idee nicht, mit betrieblichen Wettbewerben die Angestellten zur Gewichtskontrolle und damit zu einer vermeintlichen gesunden Lebensweise zu ermuntern. Hingegen finde ich es schon sinnvoll, die eigene Lebensgeschichte, dazu gehören auch Ideen, Vorurteile, Leitbilder, zu hinterfragen, wenn man an etwas oder an sich selbst leidet. Doch ist jede und jeder Einzelne eingebettet in Gesellschaft und Kultur geworden, was er oder sie ist. Die Gedächtnisleistung des Menschen wird zwar durch seine besondere Gehirnentwicklung erst möglich, beides, Hirn und Kultur, Innen und Außen, bedingen sich jedoch wechselseitig: Das Gehirn braucht die Kultur, um zu reifen und zu seiner eigentlichen Leistung zu kommen. Hans J. Markowitsch und Harald Welzer schreiben in dem Fächer und Disziplinen übergreifendem Buch „Das autobiographische Gedächtnis Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung“ (2005): „Menschen schaffen erst die Umwelt, in der sie sich entwickeln und existieren können.“ Und ein paar Zeilen weiter: „Wir können als Neugeborene so wenig, weil wir später so viel können müssen“ (Markowitsch, Welzer: S. 20). Diese Diskrepanz macht die Notwendigkeit von Speichern, internen und externen, für Gedächtnis und Geschichte(n) deutlich. Als interne Speicher dienen Zellen, Nerven, Fasern, die beispielsweise Hirnareale wie den Neocortex von Säugetieren hervorbringen. Als externe Speicher verstehe ich Medien und Werkzeuge. Das können beispielsweise Schere oder Hammer sein, in denen die Botschaft „Technik“ wie ihr Gebrauch stecken.

Der US-amerikanische Neurologe Frank R. Wilson erzählt die Geschichte eines Gitarrenspielers, der schon als Kind kein Interesse an Sport hatte und lieber im Haus saß, um Gitarre zu spielen. Später steckte in den Händen des 30jährigen zwar die Erfahrung eines Erwachsenen, doch seinen restlichen Körper hatte er gewissermaßen im Lauf der Zeit vernachlässigt. Jetzt schmerzten seine Arme und Hände. Es fehlte ihm ein umfassenderes körperliches Bewegungsrepertoire. Seine Körpersprache sei die eines 8 jährigen, wie seine Feldenkrais-Therapeutin bemerkte (Wilson: S.264). Wilson erforscht in seinem 2002 auf Deutsch erschienen Buch „Die Hand – Geniestreich der Evolution“ (Orig. amerik. 1998) den Zusammenhang von Körper, Gehirn und Sprache und untersucht, welchen Einfluss deren

wechselseitige Entwicklung auf die Kultur des Menschen hat(te). Dabei fasziniert ihn besonders die menschliche Hand. Der aufrechte Gang erlaubt, dass wir beide Hände frei haben, und deshalb Dinge frei tragen und gleichzeitig frei jonglieren können. Die sogenannte Oppositionsstellung unseres Daumens ermöglicht es, dass dieser Finger – anders als Primatendaumen – alle anderen Finger einer Hand berühren kann (vgl. Wilson: S. 33). Wir können Werkzeuge besonders gut greifen, halten und führen. Damit aber die eine Hand weiß, was die andere gerade tut, respektabel wir immer wissen, wo die Hände und einzelnen Finger sind und was sie machen, bedurfte es einer komplexen neuronalen Vernetzung (vgl. Wilson: S. 43). Dies hat, folgt man Wilson, die Sonderstellung des Menschen im Tierreich begründet. Damit sich die Gruppe über die Handhabung und den Umgang mit anspruchsvollen Werkzeugen verständigen konnte, brauchte es eine Übereinkunft über Zeichen und Symbole, die diese Dinge und Vorgänge der Wirklichkeit repräsentierten. So könnte Sprache entstanden sein (Wilson: S. 47). Wilson interessiert, weshalb „diese Zeichen auf eine so besondere Weise im Gehirn lokalisiert und generalisiert sind...“ Und weiter meint er, dass wir ein besseres Verständnis der Beziehung von Werkzeug, Sprache und Intelligenz bräuchten.

Lösten Werkzeuge und Technik die Entwicklung von Sprache und damit die Ausdifferenzierung und Besonderheit von menschlicher Kultur aus? Lewis Mumford hält in seinem Anfang der 1960er Jahre erschienenen Buch „Mythos der Maschine“ dem die Frage entgegen, weshalb sogenannte primitive Völker „dennoch vollendete religiöse Zeremonien, eine extrem komplizierte Sippenorganisation und eine komplexe Sprache aufweisen?“ (Mumford: S. 37). Wie auch immer, im weiteren Verlauf der Menschheitsgeschichte wurden Werkzeuge, Sprache und Bewusstsein immer komplexer. Mit ihnen wuchsen die Strukturen und Verflechtungen der menschlichen Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften. Zunächst war unser Gedächtnis im Mythos aufgehoben, das mündlich im Ritus immer wieder eingespielt wurde. Dann kam die schriftliche Fixierung und brachte einen radikalen Umschwung. Die Erzählungen waren von nun an nicht mehr das ewig Gleiche, sondern die Ereignisse wurden jetzt als linearer Strang hintereinander fort erzählt. Thomas Mann trägt in seinem Roman „Joseph und seine Brüder“ diesem Phänomen Rechnung. Seine Protagonisten sind noch lange keine modernen Individuen, sie unterscheiden nicht wirklich zwischen sich und den Ahnen. Ihre Vergangenheit habe nach hinten hin offen gestanden, wird Thomas Mann auf der Buchrückseite zitiert (Mann 2005). Erst die Bibel ordnete das kollektive Gedächtnis in eine chronologische Reihenfolge. Seit Geschichten als Geschichte aufgeschrieben werden, stellen sich die Fragen: Welche Geschichten werden festgehalten? Wer verfügt über die notwendigen Schriftkenntnisse? Wer kann Zeichen, Symbole, Texte entziffern? Noch heute streiten wir uns um die rechte Interpretation eines Textes oder Bildes.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann unterscheidet Kommunikatives und Kulturelles Gedächtnis, beide zusammen bilden das kollektive Gedächtnis. Das kommunikative Gedächtnis wird durch mündliche Überlieferung weitergegeben und ist in den lebenden Generationen gegenwärtig und alle sind gleichermaßen daran beteiligt und in der Lage es zu entschlüsseln. Das kulturelle Gedächtnis verfügt (bereits) über spezielle Trägermedien. Wurde das Gedächtnis im Ritus und in wiederkehrenden Festen in der Obhut von Priestern aufgehoben, brauchte es mit dem Aufkommen der Schriftkultur anders ausgebildetes Personal zum Herstellen und Entschlüsseln des neuen Wissensreservoirs (vgl. Assmann, gedächtnis.pdf).

Gedächtnis und Erinnerung stecken im Nachahmen (Mimese), in den Dingen, in der Kommunikation und in den Überlieferungen. Zur Erinnerung gehört die Auswahl, Selektion und das Vergessen. Kommunikation ist direkt vermittelt und braucht soziale Bezugspunkte zwischen den Menschen. Das eigentliche Gedächtnis braucht Gemeinschaft, das einzelne Individuum verfügt mit seinen neuronalen Vernetzungen nur über die biologischen Voraussetzungen. Dieses Gedächtnis lebt mit den Menschen, irgendwann sterben die Menschen als Zeitzeugen aus und wir sind auf technische und methodische Überlieferung angewiesen. Das Kulturelle Gedächtnis braucht spezielle Methoden der Überlieferung. Es findet anders als das kommunikative Gedächtnis (von Mensch zu Mensch) wesentlich formaler statt

und verlässt sich auf symbolische Formen, die von Spezialisten und Eliten gehütet und verwaltet werden. In der schriftlosen Zeit hüteten Priester und Eingeweihte das Wissen und den Vollzug des Ritus. War ihr Ort die Opferstätte oder der Tempel, sind es in der sogenannten Gutenberg Galaxis die Bibliotheken und später die Universitäten. Den Begriff der Gutenberg Galaxis prägte der kanadische Kommunikationswissenschaftler Marshall McLuhan. Noch heute streiten sich Literaturwissenschaftler und Kritiker über Für und Wieder eines Bildungskanons, und wenn ja, darüber, was dazu gehört. Und wer nicht liest, sei dumm, wird behauptet. Analphabeten gelten in der westlichen Kultur als gesellschaftliche Außenseiter, Legastheniker als krank.

Mit dem Aufkommen der neuen Medien, der elektrotechnischen und zuletzt digitalen Vernetzung weltweit, wurde der überlieferte – unser christlich-abendländischer, europäischer, westlicher – Bildungskanon, unsere Kulturtechniken, das Wissen und die Lerninhalte mächtig infrage gestellt. Die Jugend zapft durchs Internet, in den Schulen stehen vielfach Rechner bereit. Alles was per Knopfdruck oder Klick bedient und vor allem schnell gewechselt werden kann, ist interessant. Wo bleibt da das Gedächtnis? Was kann gemeinsam erinnert werden? Welches Wissen steckt in unseren Köpfen? Und was bedeutet das für unsere Leiber, die träge am Schreibtisch sitzen, aber weltweit verbunden, mit Augen und Ohren von überall her Informationen empfangen? Obendrein stellt sich die Frage, welche Auswirkungen es darauf hat, was Wissen ist, wie es gebildet wird und welches Verfallsdatum es hat. Wer kann Wissen noch auf Echtheit prüfen?

Wir haben uns weit entfernt von dem, was ein Einzelner erfahrbar und überprüfbar wissen kann, im direkten Erleben und Austausch mit seinen Mitmenschen. Viel Wissen ist über lange Strecken der Menschheit in direkter leiblicher Erfahrung erworben worden: Raum, Körper und Wissen waren enger verwoben. Wandel findet, ob wir wollen oder nicht, statt. Veränderung ist nicht per se schlimm. Aber körperlich gesehen, sind wir Primaten am Computer. Körperlich sind wir noch Urmenschen. In jedem einzelnen Menschen stecken mehr oder weniger stark angelegt, alle uns gegebenen menschlichen Möglichkeiten. Sie schaffen sich durch unseren Eigensinn Raum. Alexander Kluge und Oskar Negt widmeten sich in ihrem Werk „Geschichte und Eigensinn“ dem lebendigen menschlichen Arbeitsvermögen. Im Kapitel „Geschichtliche Organisation und Arbeitsvermögen“ führen sie unter der Überschrift „Dialektik von Aktualität und Regression“ (Kluge, Negt: S. 212, 213) eine sogenannte Erfahrungsregel an: „... Es ist so viel an Aktualisierung von lebendigen Potentialen möglich, wie ein Rückschritt auf deren Wurzeln und ursprünglich vollständigen Grundmuster möglich bleibt.“ Für lebendige Eigenschaften bestehe der Zwang entweder abzusterben oder die Regressionsbewegung zu den einfachsten Anfängen erneut zu wiederholen. Und weiter bringen sie es auf den Punkt: **„Natürlich** [Hervorh. im Orig.] heißt in diesem Zusammenhang: Wiederholung der allseitigen Bewegungsmöglichkeit... Entfremdung ist dagegen Geschichtsverlust...“ Das führt dann zu Reibungsverlusten, Zusammenstößen, Brüchen mit der Wirklichkeit. Im Sinne der hier besprochenen künstlerischen Wissenschaft interpretiere ich es so, dass es für alle Lebewesen mehr oder weniger notwendig ist, ihre jeweiligen Ursprünge, Grundveranlagungen, Entwicklungen ausprobieren, nachahmen bzw. nachspielen zu können. Das Bedürfnis ist sicherlich bei jedem Einzelnen unterschiedlich stark ausgeprägt. Nicht jeder hat dieses „nachholende“ Verlangen. Genauso, wie nicht jeder eine eigene Bestimmung verspürt, die auf Entfaltung drängt.

Dazwischen: Medien, Mittel

Zwischen den Wörtern und Sätzen, hinter dem Papier, dem Bildschirm verbergen sich Handlungen und Programme. Angehäufte Informationen von Daten und Ereignissen sind im Gedächtnis verankert oder festgehalten in Büchern, auf „Bändern“, „Scheiben“ oder schon Digital abgespeichert auf dem Rechner. In Häusern und Räumen sitzend, flankieren Regale, Tische, Stühle, Bilder und Skulpturen, vielleicht ein paar Zimmerpflanzen, ein Hund oder eine Katze die menschliche Anwesenheit. Gerätschaften mit Tastaturen, Knöpfen und Schaltern sind bereit, um aneinander gereihete Buchstaben und Zeilen, verbale Mitteilungen von weit entfernten Sprechern, Bilder oder Musik von längst Verstorbenen erscheinen und ertönen zu lassen. Mit dem Stift halte ich eine gerade eingetroffene Idee auf einem Zettel fest. Eine vage Vorstellung, dass all das, die Eindrücke, die auf mich einwirken, jetzt festgehalten werden wollen.

Was sind Medien? Medienwissenschaftler, Kulturwissenschaftler, Philosophen und Wissenschaftler anderer Fachgebiete beschäftigt diese Frage. Während Medien von einigen wie Werner Faulstich eher nach technischen Kriterien eingeordnet werden, sehen andere, allen voran Marshall McLuhan, Medien als Erweiterungen unserer Sinnes- und Wahrnehmungsorgane. Der Soziologe und Kommunikationswissenschaftler Niklas Luhmann bezeichnet soziale Systeme wie Wirtschaft, Religion oder Kunst als symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien. Auch der Linguist J. G. Schneider lehnt den engen, auf das Dingliche, Technische und Instrumentelle beschränkten Medienbegriff ab. Medien, in einem weiteren Sinn eben auch Sprache, seien vielmehr als Verfahrensformen zu verstehen, die „spezifische Performanzen“ ermöglichen. (Schneider: S. 22) Er bevorzugt "einen Medienbegriff >mittlerer Umfangs<". "Licht, Luft oder Schallwellen" wären beispielsweise keine Medien, weil er "den Medienbegriff an Zeichenprozesse und Performanz binde." (Schneider: S. 16) Einen Einblick in die Diskussion geben neben etlichen anderen Publikationen beispielsweise das Buch „Medienphilosophie“ von Reinhard Margreiter, der Aufsatz „Gibt es nichtmediale Kommunikation?“ von Jan Georg Schneider oder „Medientheorien“ von Dieter Mersch. Mersch meint in seiner Einleitung, "...dass Medien buchstäblich >dazwischen< treten und Instanzen der Übermittlung, Darstellung, Verbreitung, des Austauschs und Wiederholung bilden." (Mersch: S. 9)

Ich verstehe und gebrauche den Medienbegriff sehr weit: Als Lücke bin ich von Welt umgeben. Ich kann gar nicht anders, als vermittelt kommunizieren. Vom ersten Moment an wurden mir Reaktionen beigebracht, damit ich mich verständigen kann: Hunger und Durst konnten durch Quengeln gelöscht werden. Quengeln ist eine Kommunikationsform der Sprache, Sprache ein Medium. Nicht jedes Medium ist zwangsläufig als Kommunikationsmedium geeignet, oder vermittelt direkt von Mensch zu Mensch. Aber es vermittelt zwischen Absichten, Wünschen und Zielen: Menschen handeln in Raum und Zeit, das geht, ohne dass sich der Leib irgendwie bewegt, nicht. Noch müsste man sagen, denn zunehmend lässt sich der Mensch sitzend bewegen. „Unsere Vehikel werden immer schneller, wir selbst erstarren dabei“, schreibt Konrad Paul Liessmann in „Das Universum der Dinge“ (Liessmann: S. 159). Es ist ein Unterschied, ob ich mich in Wanderschuhen, mit dem Fahrrad oder dem Wagen fortbewege. Ich nehme dabei die Welt anders wahr. Meine Gedanken, mein Verhalten, meine Muskulatur, mein ganzes Sosein werden verändert und geformt. Unter dem Titel: „Das Denken zum Tanzen bringen“ geht auch der Philosoph Rudolf zur Lippe dem Wandel und der Bewegung, dem Leib und den Gedanken nach. Die Vorstellung, wie Sie oder ich an einen Ort gelangen, um Freunde, einen Kunden oder Auftraggeber zu besuchen, verändert nicht nur unsere innere Landkarte, sondern die reale Umwelt: Straßen werden gepflastert und asphaltiert, Tankstellen am Straßenrand gebaut, Straßenschilder oder das Navigationsgerät weisen den Weg. Andere Wegzeichen fordern auf, die Geschwindigkeit zu regulieren, erinnern an gefährliche Übergänge oder warnen vor Wildunfällen. Gleichzeitig setzt das gewählte Fortbewegungsmittel selbst Zeichen und wird zum Statussymbole: ich bin Fußgänger, Radfahrer, Autofahrer, umweltbewusst, sportlich, finanziell potent oder an Luxus interessiert. Ähnliches ließe sie über Häuser, Wohnungen, Mobiliar, Kleidung usw. sagen.

Die mit Zeichen, Codes und Symbolen verstellte Umwelt tritt mir also medial entgegen, gibt Form und wird geformt zugleich. Das reicht von der gesprochenen Sprache als wenig fassbarem Medium, über die Handschrift und den Buchdruck bis hin zu Medien, die auf „harten“ Materialien wie Telefon, Radio und Fernsehen angewiesen sind. Verwirrend dabei mag sein, dass das „harte“ Gerät selbst nur als

Werkzeug fungiert: Das Fernsehgerät ist nicht das eigentliche Medium, sondern das Fernsehen an sich. Indem ich es gebrauche und nutze, wird das Medium erst realisiert. Das wird jedem klar, wenn bei einem elektrotechnischen Gerät der Stromstecker gezogen wird, beim Computer die Software oder die Programme nicht laufen. Medien erfahren oder bieten gewissermaßen einen Durchlauf, sie sind wie J. G. Schneider bemerkt intrinsisch: „indem ich mich des Mediums der Sprache bediene, indem...“ [Hervorh. im Orig.]. Bei Marx wirkt das „indem“ gestaltend auf das Subjekt zurück, das heißt die Produktion schafft sich den Konsumenten, indem sie Bedürfnisse in ihm erst weckt (Marx: S. 107). Das Mediale der von und für Menschen bearbeiteten Welt verändert den Menschen, seine Sinne, seine Wahrnehmung. Nach Marx wäre Ideologie ein Medium, in dem sich menschliche Verhältnisse spiegeln, die dort wie bei einer Camera obscura (und ähnlich wie die Bilder auf der Netzhaut des Auges) auf den Kopf gestellt sind (Marx: S. 106). Bewusstsein heißt, dass einem etwas bewusst wird. Also auch das Medium.

Medien und Medientheorien gibt es nicht erst seit Erfindung der modernen elektrotechnischen Kommunikationsmittel. Der Begriff des Mediums (gr. metaxu) reicht in die Anfänge der Philosophie zurück und deutet auf ein Dazwischen, das sich mehr oder weniger verstofflicht zwischen die Wahrnehmung schiebt. Einzig dem Tastsinn wird laut Aristoteles ein direktes Wahrnehmen zugestanden (Wikipedia Artikel: Aristoteles). Die Wahrnehmung folgt ästhetischen Konzepten. Wie etwas betrachtet wird, hängt von der Vorstellung beziehungsweise der Idee ab, die wiederum ist gesellschaftlich vermittelt. Daran rührt Platons Höhlengleichnis: Was gesehen und erkannt wird, ist nur ein Schatten der eigentlichen Sache, oder im Falle von Ideologie der Schatten der jeweils aktuellen gesellschaftliche Lage. Der Philosoph Rudolf zur Lippe beschreibt das vermittelte Wahrnehmen am Beispiel von Vorgelschwärmen (Lippe: S. 15ff). Deren Treiben am Himmel lässt sich mit menschlichen Begriffen kaum ergründen. Je unverstellter er den Starenschwärmen zusieht, desto mehr erkennt er die Bewegung der Individuen zueinander: Der Schwarm ist eine Bewegung in Beziehung, oder ist viele Bewegungen in Beziehungen. Schon der Begriff Formation unterstellt den Vögeln, sich wie ein militärisches Kampfgeschwader am Himmel zu präsentieren und damit menschliche Absichten. Der Begriff schiebt sich dazwischen und lenkt die Wahrnehmung.

Zurück zum Konzept der Künstlerischen Wissenschaft: In der gegenwärtigen Welt ist fast alles hochgradig vermittelt. Je vermittelter ein Ding oder eine Begebenheit ist, desto fremder, entkoppelter und abstrakter ist es. Man könnte auch sagen: desto unwahrscheinlicher ist es. Wer kann sich unter den Geldbewegungen an der Börse etwas vorstellen? Wie betrachte ich ein Kunstwerk, d.h. kann ich es als solches überhaupt erkennen und verstehen? Was haben Nachrichten im Fernsehen mit meiner Lebenswelt zu tun? Warum schaue ich mir ausgedachte Geschichten anderer als Spielfilme an, anstatt selbst etwas als Kopfkino zu erträumen? Was bedeutet es, wenn zig-millionen Menschen weltweit den gleichen Film schauen? Außer der Tatsache, dass dadurch menschliches Verhalten als Massenkultur stimuliert wird, werden örtliche Geschichtenerzähler an den Rand gedrängt. Ähnlich verhält es sich beim Handwerk, in der Landwirtschaft, beim Kochen des täglichen Essens, dabei, was Kinder in der Schule lernen usw. Im Prozess der Auseinandersetzung oder des selbst Herstellens verändert sich die Wahrnehmung, weil die Welt anders erfahren und angeeignet wird. Die Tiefe, die Intensität und Dauer bestimmt mein in der Welt sein. Wenn ich mir etwas aneigne und weiter gebe, bin ich selbst zum Medium geworden. Das Paradoxe ist nun, dass so das eigene Ich leichter werden kann, weil es wie jedes gute Medium durch den es durchlaufenden Inhalt durchsichtig wird. In dieser Selbstvergessenheit liegt die wahre Freiheit. Das kann auch der Konsument erreichen, wenn er sich intensiv mit dem Gegenstand beschäftigt. Wichtig scheint nur die Selbstbeteiligung, selbst dazwischen zu sein, weil dadurch die Welt gewissermaßen umgewandelt wird und der Jemand an diesem Prozess aktiv mitwirkt. Je reflektierter dies geschieht, desto höher wird die eigene Verantwortung für die je vorgefundene Welt sein, eingefordert und wahrgenommen werden. Deshalb sollte neben standardisierten Formen der Wissensvermittlung immer genug Raum für Experimente und Eigensinn sein.

Der streng regulierte Arbeitsalltag steht den unterschiedlichen Bedürfnissen der Einzelnen entgegen. Nicht wenige Menschen leiden unter der einseitigen Anwendung von bestimmten Medien. Der Füllfederhalter gerät zum Statussymbol für Führungspersonen, die sich rühmen, nicht am Computer

sitzen und standardisierte Texte in vorgefertigte Datenmasken eingeben zu müssen. Fertige Textbausteine rauben das Vergnügen an selbst formulierten Texten. Welche Sinne werden wach, wenn muffelige Aktenberge durchblättert werden? Wie fühlt sich pergamentenes Durchschlagpapier an? Wie riechen neue oder alte Bücher? Moderne Managementkonzepte wie „Managing Diversity“ müssten sich auf die unterschiedlichen medialen Vorlieben von Menschen einlassen – wider die monomediale Weltaneignung, die letztlich durch Massenkultur und industrielle Produktion bestärkt wird bzw. Individuen en masse als leicht manipulierbare Standards hervorbringt. Neben der handschriftlichen Abrechnung auf dem Notizblock macht sich das monotone Gepiepse des Laserscanner an der Supermarktkasse breit. Ich kann auf dem industriellen Laufband einer Fitnessmaschine meinen körperlichen Bedürfnissen nachkommen, Gerüche in der Parfümerie kaufen, Landschaften und Tiere im Fernsehen anschauen. Ich kann aber auch selbst durch die Landschaft gehen und mit den eigenen Sinnen die Bodenbeschaffenheit, Luftgerüche, Windbewegungen etc. aufnehmen. Was auch immer ich oder irgendjemand anderes tut, für jeden einzelnen selbst genommen mag das in Ordnung sein. Problematisch wird es dadurch, dass es allgemein werden kann und so systembildend und manifest, ja geradezu materialisierend wirkt.

Doch wie wirken individuelle Handlungen auf den gesellschaftlichen Umlauf, den Tausch, den Umbau? Offenbar wirkt das Supermedium Geld wie ein Durchlauferhitzer, wodurch einzelne Ereignisse allgemeine Betriebstemperatur, also wirtschaftliche Relevanz erreichen. Beim Wandern über die Felder wird weniger Geldmenge bewegt als beim computergestützten Fitnessgerät, das zudem noch Strom verbraucht. Das bestätigt den Trend, heute alles Mediale auf vorzugsweise elektrotechnische Medien beschränken zu wollen: moderne Massen- und Kommunikationsmedien. Dazu passt auch, dass aktuell die Rundfunkgebühren wie selbstverständlich zunächst einmal von jedem abverlangt werden, pro Wohneinheit, die Beweislast wird umgekehrt. Das lässt darauf schließen, dass das gesellschaftliche Selbstverständnis auf elektrotechnischen Medien basiert.

Paradox ist: Wer trotz aller Leibfeindlichkeit in der Arbeitswelt mithalten will und es sich leisten kann, sich körperlich in Form hält. Die leiblichen, geistigen und spirituellen Bedürfnisse werden in Fitness- und Bewegungszentren, bei Fortbildungen in Kunst oder Yoga oder speziellen Therapien gepflegt und gehegt. Denn die feinmotorischen und intellektuellen Fähigkeiten wollen kultiviert sein. Wer es sich nicht leisten kann, oder nicht mitbekommt, wie man sein Leben anderweitig und selbstbestimmt gestalten kann, verkümmert durch monotone Arbeitsabläufe, in der Sozialbausiedlung, am Straßenrand, zerbricht oder fängt an zu randalieren.

Monomedialität meint zunächst die Bevorzugung nur eines Medientyps (z.B. nur den Buchdruck). Der Medienwissenschaftler Michael Giesecke widmet sich der Thematik Monomedialität/Multimedialität und der unmittelbaren menschlichen Kommunikation (face-to-face) unter anderem auf seiner Internetseite. Die Nutzung multimedialer Gerätschaften hebt die mediale Einseitigkeit eben nicht auf. In der Medientheorie wird auf die Fähigkeit und zunehmende Tendenz von Medien angespielt, in sich andere Medien aufnehmen zu können (Beispiel der Buchdruck die Sprache). Wer zwischen seiner Multimedia-Anlage mit Dolby-Surround-System im Wohnzimmer hockt, nutzt letztlich nur einen Medientyp: ein elektrotechnisches Mediengerät. Auch das sogenannte Multitasking bedient letztlich nur elektrotechnische Medien bzw. Arbeitsorganisationen, die an deren Tropf hängen. Da hilft es auch nicht, wenn die aller modernsten Fernsehgerät jetzt zurück glotzen können: Die Sitzposition sogar mehrerer Zuschauer auf dem Sofa scannt das Gerät per Gesichtserkennung, die 3-D-Optik kann so individuell und passgenau ausgestrahlt werden. Nur Vorsicht! Die Technik ist noch langsam, den Kopf deshalb bitte nur langsam bewegen.

Damit das „Dazwischen: Medien und Mittel“ nicht als plumpe Kritik an modernen Kommunikationstechniken verstanden wird, sei hier noch angemerkt, dass es darauf ankommt, den jeweiligen einzelnen Menschen gerecht zu werden. Nicht nur ein Medium, sondern jeder Einzelne tritt dazwischen. Die individuellen Vorlieben, Fähigkeiten und Besonderheiten sollten in einer modernen Kommunikationsgesellschaft mit all ihren verfügbaren Mitteln (Medien im weitesten Sinn) gefördert werden, um nicht nur der Gesellschaft aufs Ganze gesehen alle möglichen Ressourcen zu erhalten, sondern eben jedem Menschen den Zugang zu modernen genauso wie den Rückgriff auf ursprüngliche Kulturtechniken zu gewährleisten. Im vorangegangenen Kapitel wurden "Speicher:

Geschichte, Gedächtnis“ als Ressourcen im Sinne des Eigensinns, in Anlehnung an Kluge und Negt, zitiert. Medien sind so gesehen Speicher, durch die Kultur abgerufen und umgewandelt werden kann, indem sie genutzt werden. Kulturtechniken ermöglichen es, die Medien zu nutzen und zu erschließen: Texte schreiben – Bücher lesen – Musikinstrumente spielen – ein Drama inszenieren – ein Theaterstück verstehen... Ein Medium nutze ich als Produzentin oder Konsumentin, beides braucht Erfahrung in der Kulturtechnik, um – frei nach McLuhan – die Botschaft des Mediums herstellen oder decodieren zu können. Wer nur populäre Unterhaltungsmusik hört, tut sich unter Umständen schwer, einer modernen Komposition aus dem Bereich der sogenannten Neuen Musik zu lauschen. Wer mit der Computertechnik nicht wenigsten ein bisschen vertraut ist, wird es zunehmend schwerer haben, im alltäglichen Geschäft zurechtzukommen. So sind Fahrscheine im regionalen Bahnverkehr nur noch an Automaten erhältlich. In der Bremer Straßenbahn ist man als Unbedarfter auf die Mithilfe der anderen Fahrgäste angewiesen, um ein Ticket zu kaufen. Das muss man ohne die Hilfe des Fahrers, der nämlich sitzt schwer erreichbar hinter einer Glaswand und ist nicht ansprechbar.

Spiel: Erforschen, Versuchen

"Zu ändern sind also die *Verhältnisse*, denn erst daraufhin wird sich auch das *Verhalten* [Hervorh. im Original] der meisten einzelnen verändern. Die Verhältnisse aber ändern sich in einer Demokratie nur dadurch, dass einige Einzelne sich in den immer schon bestehenden Spielräumen anders verhalten und zu einer politischen Willensbildung der Allgemeinheit beitragen, wie wir in Zukunft leben wollen, so dass dann weitere Einzelne sich in allmählich offeneren Spielräumen anders verhalten und ihrerseits zu einer weitergehenden politischen Willensbildung beitragen, so dass weiter Einzelne ... usw." (Meyer-Abich: S. 264)

Scheint ein Spiel auf den ersten Blick absichtslos, so gründet es doch auf Interesse. Es wird etwas erwartet, man erhofft sich etwas, man ist gespannt auf etwas hin. Ein Kind spielt mit Puppen oder Bausteinen, schafft eine Traumwelt und geht darin auf. Beim Kind vollzieht sich das Spiel noch mehr oder weniger unbewusst als Selbstzweck, beim Erwachsenen bewusst als Inszenierung. Ein Fußballspiel will gewonnen werden, doch ist das Austragen, das Spiel selbst der Zweck. Das Endergebnis ist das Endprodukt, aber anders als beim Herstellen eines Autos eben nicht der Selbstzweck. Wir sind als Zuschauer ein wichtiger Bestandteil beim Herstellen des Spiels, die Produktion des Autos geschieht ohne Publikum, kann geradezu ein Geheimnis sein. Das Wesen des Spielens liegt in seinem Vollzug. Friedrich Schiller geht in einem viel zitierten Satz sogar soweit, die Spielhaftigkeit selbst zum Wesenszug und zur Bestimmung des Menschen zu machen: „der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ (Schiller: 15. Brief, S. 62).

Im Alltag, wenn ich einfach etwas ausprobieren, versuche, es so oder so zu machen, weiß ich hinterher oft nicht mehr genau, wie alles von Statten ging. Ein neues Kochrezept kommt vielleicht zustande, weil ich mit den Resten aus dem Vorrat improvisiert habe. Geschmeckt hat es, nur wie habe ich das geschafft? Auch beim wissenschaftlichen Vorarbeiten muss ich mir Textstellen notieren, damit ich meine Anschlüsse an den Diskurs belegen und richtig zitieren kann. Das wissenschaftliche Experiment ist vermeintlich zielgerichtet, schließlich soll die Versuchsanordnung bewiesen – wiederholt und überprüft – werden können. Aber auch hier stehen die Erwartungshaltung und das Vorwissen einer wahrhaft neuen Erkenntnis unter Umständen im Wege, wie der Mediziner und Philosoph Ludwik Fleck mit seinem Buch „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ über „Denkstile“ aufgezeigt hat. Wissenschaftliche Experimente finden vor einem bestimmten Erfahrungshintergrund statt, und jede Zeit hat ihre charakteristischen Fragestellungen, Ideen und Begriffe. Andererseits muss jedes Experiment zwangsläufig „Unbekanntes“ haben, sonst würde ja nur Bekanntes erprobt und bewiesen. Je weiter es sich von diesen „Unbekannten“ entfernt, desto mehr erübrigt es sich. So ähnlich habe ich es bei Ludwik Fleck heraus gelesen, nur kann ich die genaue Textstelle nicht mehr finden.

Das Spielen geht aller Kultur voraus, „Spiel ist älter als Kultur“ schreibt Johan Huizinga in seiner kulturhistorischen Schrift „Homo Ludens“ (Huizinga: S. 9). Genauso wie ein Experiment setzt ein Spiel gewisse Regeln voraus, ja das Spiel lebt geradezu davon, dass es seinen festgelegten Regeln folgt, deshalb wiederholt und immer und immer wieder gespielt werden kann. Jedes Spiel hat Spielregeln. Kinder spielen und lernen so Regeln. Im Lateinischen bedeutet „ludus“ das Spielen und die (niedere) Schule zugleich. Tierjunge, sogar erwachsene Tiere wie unsere Haushunde spielen und toben herum. Dabei herrschen klare Regeln: Wer auf dem Rücken liegt, gibt auf, und richtig gebissen wird nicht. Im Krünitz-Wörterbuch (online) wird das Verb „spielen“ zum Ausdruck für Bewegung schlechthin erklärt: „Das Pferd spielt mit der Zunge, mit dem Gebisse, wenn es dieselben häufig und frei bewegt.“

Im Spielen erproben wir das Leben, tun so als ob, und bringen uns dadurch über uns selbst hinaus. Schiller baut darauf seine Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Der schöne Schein, die Kunst des Scheins, die Ästhetik, ist dabei hoch reflektiert und schafft sich so eine zweite Schöpfung. Diese zweite Schöpfung materialisiert sich in der Gedächtnisleitung unseres Gehirns,

dieses Konzept unterscheidet den Menschen vom Tier. H. J. Markowitsch und H. Welzer haben diese Kulturleistung eindrücklich in dem bereits zitierten Buch über „Das autobiographische Gedächtnis“ beschrieben. Diese zweite Schöpfung, wie Schiller sie beschreibt, hat aber ihre – ethischen – Grenzen, nämlich dort wo sie in die Natur, in die Schöpfung und ins Menschsein selbst gestalterisch eingreift: „Aber er [der Mensch] besitzt dieses souveräne Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solange er sich im theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solange er im praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu erteilen“ (Schiller: 26. Brief, S. 110). Was heißt das? Das Spiel enthält zweierlei: Spaß und Ernst. Wir müssen wissen, dass es Spiel und Experiment ist, es aber ernst werden kann. Es kann und soll verändern, unter Umständen kommen wir geläutert aus einem Schauspiel heraus. Unter Umständen können wir jedoch Opfer eines schlechten Spiels werden, Menschenopfer eines Rituals oder von Pseudo-Notwendigkeiten und vermeintlicher Mängel. Als aktuelles „Spielverfahren“ sei hier auf die unterschiedlichen Gesetzgebungen in Europa bei der sogenannten Organspende verwiesen. Im Falle einer Widerspruchsregelung wie in Österreich kann keinesfalls von einer Spende gesprochen werden. Es ist ein totalitärer Zugriff, die Bürger sind keine echten Mitspieler mehr, weil als kollektivierte Patienten sie zu einer passiven Verschiebemasse werden und keine Akteure mehr sind. Die deutsche Regelung sieht eine Befragung aller Bürger (oder doch nur der Kassenpatienten?) vor. Es ist die etwas elegantere Lösung, man signalisiert zwar den Zugriff, belässt die echte Zustimmung aber beim Bürger als Akteur. Ich definiere Kultur deshalb folgendermaßen: Menschen bringen ihre Kultur im Spiel und Experiment zur Wirklichkeit hervor. Jede Kultur bietet Spielräume, die aber können weit oder eng, offen oder geschlossen, tolerant oder totalitär gestaltet sein. Man denke nur an Karl Poppers „Die Offene Gesellschaft und ihre Feinde“ (Englisch zuerst erschienen 1945). Kultur im weiten Sinn ist zum Alltag geronnen und wird eigentlich nicht mehr bewusst wahrgenommen und hinterfragt (Was ist deutsche Kultur?). Genau dort setzt aber die Manipulierbarkeit ein, wenn etwas als selbstverständliche Gegebenheit genommen wird und nicht mehr als ein verhandelbares Spiel. Wir müssen also entscheiden, wo die Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit verlaufen soll. Wenn Kultur einen Spielraum und damit Freiheit zur Entscheidung und die Möglichkeit eines offenen Ausgangs implizit voraussetzt, sollten freie Bürger frei entscheiden dürfen. Oder zumindest darüber, wo der Grenzverlauf sein sollte. Wo greift die Genwissenschaft als angewandte Technik so in das Leben ein, dass davon Existenz verändert, erteilt oder verweigert wird? Wo greift gesellschaftliche Ignoranz so in das Arbeitsleben ein, dass ein Mensch seiner Berufung und seinen Fähigkeiten nicht mehr nachgehen und keine Nahrung mehr finden kann, wie es in den alten Zünften als Ideal verstanden wurde? Wenn ein Vogelschwarm nur darum so lässig durch die Lüfte fliegt, wie Rudolph zur Lippe es beschreibt, weil jeder einzelne Vogel auf alle anderen in seiner Umgebung achtet, Abstand hält, nicht zu weit und nicht zu nah von und mit anderen fliegt, was bedeutet das für Kultur als einem typischen menschlichen Miteinanderspiel?

Die Menschwerdung wurde spätestens mit dem Humanismus zu einem erzieherischen Entwicklungsprogramm. Indem Kultur, Technik und Medienvielfalt und ihre Anwendung immer weiter fortschritten und sich weiter entwickelten, griff menschlich geschaffene Kultur zunehmend auf biologische Begebenheiten über. Die kulturellen Errungenschaften werden von den Nachkommenden als gegebene Wirklichkeit vorgefunden. Ob sie jedoch übernommen oder verworfen werden, sollte zumindest zur Disposition stehen und überprüft werden.

Alle ursprünglichen, sinnlichen wie leiblichen, Erfahrungen müssen von den Neugeborenen und Kleinkindern selbst eingelebt werden, passend zur jeweiligen Entwicklungsstufe. Jede Generation holt gewissermaßen kulturelle Errungenschaften nach: Sie lernt und baut auf die vorangegangenen der Eltern und Vorfahren auf. Gedächtnis und Erinnerung, das ganze Bewusstsein bildet sich während der biologischen Entwicklung des heranwachsenden Kindes, eingebettet in einem sozialen Miteinander, aus. Das gilt für jeden Einzelnen – zumal in einer medialisierten Welt in der jeder und alles vernetzt ist. Nur scheinbar funktioniert alles wie von selbst und per Knopfdruck, gar per virtuellen Klick. Die Welt wird als Event und Show vorgeführt. Man wird zum Publikum des Scheins, anstatt selber Akteur

zu sein. Erkenntnisse sind so nur noch zweiter Hand möglich. Wo vorher mühsam Rechenschritte im Kopf oder handschriftlich gelöst wurden, übernimmt das der Taschenrechner bzw. schon moderner ein Netbook. In einer arbeitsteiligen und hoch komplex organisierten Gesellschaft ist das auch gar nicht anders möglich. Es zeigt umso klarer, dass das Individuum ohne Andere nicht möglich ist. Gerade deshalb ist es umso dringlicher, dass die, welche in sich den Drang verspüren, auf „Expedition“ zu gehen, darin zumindest geduldet, besser noch unterstützt und anerkannt werden. Auf Expedition gehen heißt, Spielräume erkunden, die sich vor einem auftun. Spielräume ergeben sich durch das, was man vorfindet, also aus dem Vergangenen und öffnen die Zukunft. Der Einzelne erscheint als Lücke zwischen Zukunft und Vergangenheit – und schließt sie zugleich. Diese Spielräume ergeben sich durch Fragestellungen. Fragen tun sich aber nur dort auf, wo noch Reste, Lücken, Offenes, Ungeklärtes... erahnt, vermutet werden.

Spielräume sind mehr als Toleranz der Gesellschaft, sie sind notwendig. Weil nur das verhindert, dass die Gegenwart verkrustet oder als Einbahnstraße, Autobahn festgelegt wird. Dies in dem Sinne, dass „Autobahnen“ totalitäre Veranstaltungen für den Massenbetrieb sind. Je totalitärer eine Gesellschaft organisiert ist, desto weniger Raum für spielerische Erkundung gewährt sie. Und hier meine ich nicht die pädagogisch inszenierte Erkundung, welche ja nur den bereits entstandenen Mangel an Freiraum bestätigt, schon gar nicht Programme wie life-long-learning. Es geht hier um die Lücke, die jeder einzelne ausfüllt und im Alltag lebt, und die gesellschaftliche honoriert werden sollte. Meyer-Abich zitiert im Zusammenhang von Gesundheit und Arbeitswelt Goethe: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen. Die wahre Liberalität ist Anerkennung“ (Maxime und Reflexionen, HA XII 385, zit. n. Meyer-Abich: S. 319). Den anderen in seinem freien Flug anerkennen, heißt sich an ihm zu orientieren beim Weiterfliegen.

Kultur: Kunst, Technik

Wir Menschen bezeichnen die von uns gemachten Dinge als Artefakte, als Abgrenzung gegenüber den von der Natur geborenen Formen, Stoffen und Geschöpfen. Die von uns selbst hervorgebrachten Dinge sind neue, fremde Dinge. Worte und Zeichen, erste Bildnisse auf Tierhäuten oder Höhlenwänden gehören genauso der formbaren Welt an wie materielle Stoffe – Werkzeuge, Kleidung oder Skulpturen usw. Im Wort (als) Begriff steckt das Werkzeug zum Begreifen. Worte wie Zeichen setzen Abstraktionsvermögen voraus, d.h. die Fähigkeit etwas zu verallgemeinern, um auf Besonderes wieder Bezug nehmen zu können: Das Wort Baum (als Zeichen) verweist auf einen Baum (das Ding). Ich kann also von einem Baum sprechen, ohne dass das Ding da sein müsste. Jedoch muss man sich vorher auf den Laut oder das Zeichen verständigt haben und wissen, was ein Baum ist. Wörter und somit Sprache sind also irgendwann einmal eingeführt worden, neu hinzugefügt zum Bestehenden. Sie sind eine Methode, um die Wirklichkeit zu benennen, zu bemessen und schließlich zu beeinflussen (Am Anfang war das Wort). Geschriebene Worte sind mit der Farbe auf der Wand oder später mit dem Griffel auf der Tafel das Ergebnis von gelernter und angewandter Technik. Methoden sind die Art und Weise, wie etwas gemacht wird. Technik umfasst alle Artefakte, also die von Menschen bearbeiteten Materialien und hergestellten Werkzeuge mitsamt ihren Abfällen.

Die Rituale unserer Vorfahren, die magischen Handlungen mit Lauten, Zeichen und Symbolen der frühzeitlichen Jäger und Sammler, stehen am Anfang aller Kunst und sind ein Indiz der Menschwerdung, wie Nigel Spivey in seinem Buch „Wie Kunst die Welt erschuf“ anschaulich beschreibt. Die Bearbeitung eines vorgefundenen natürlichen Gegenstandes zeugt vom Gestaltungswillen der Frühmenschen und von ihren technischen Fähigkeiten. Nicht erst moderne Technikhistoriker haben Technikentwicklung mit Menschheitsgeschichte in eins gesetzt, wie Rolf-Jürgen Gleitsmann, Rolf-Ulrich Kunze und Günther Oetzel in ihrer Einführung „Technikgeschichte“ zusammenfassen. Freilich sind künstlich bearbeitete Dinge nicht gleich Kunst sondern schlicht und im allgemeinen Sinn Artefakte. Als Artefakte werden insbesondere die technisch bearbeiteten Werkzeuge und Gegenstände der vorgeschichtlichen Menschen bezeichnet, einschließlich der Absplitterungen und Überbleibsel beim Herstellen. Die Entwicklung von Kunst und Technik kann also nicht auf bloßer Nachahmung beruhen, es sei denn man betrachtet beispielsweise die Weiterentwicklung von Werkzeugen lediglich als Kopierfehler und damit als einen evolutionären Vorgang. Will man nicht nur blind und unüberlegt nachahmen, was einem aufgetragen wurde, bedarf es eines gewissen Abstraktionsvermögens und der gestalterischen Freiheit. Das altgriechische *téchne* meinte noch diese Kunstfertigkeit im Bearbeiten von Material. Umgekehrt muss dieser Unterschied (Differenz) vom bereits Bestehenden zum Neuen – von anderen und von einem selbst – verstanden werden in dem Sinne, dass die dadurch entstandene Lücke sinnvoll geschlossen werden kann. Bloßes Unverständnis oder ein missgünstiges Kopfschütteln bringen nicht weiter. Vielmehr ist ein Ruck in der Wahrnehmung nötig, weil das Alte und Vertraute so nicht länger bestehen kann: Man staunt und wundert sich, fragt nach. Der eine trauert der guten alten Zeit mit Pferdekutschen nach, die anderen sind geschockt von der Geschwindigkeit des heranbrausenden Zuges, die anderen erschüttert die von Eisenbahngleisen zerschnittene Landschaft, manche sind einfach nur von der neuen Technik begeistert.

Wie der Begriff Kunst bezeichnet Kultur etwas Spezielles genauso wie etwas Allgemeines. Das Spezielle sind greifbare Aufführungen, Veranstaltungen, Gegenstände, Sprache, Architektur und so weiter. Der Kulturbegriff in diesem engeren Sinn erschließt nur die Hervorbringungen der Künste wie Bildende Kunst, Musik, Theater, Literatur als Gesamtes und ihre historische Entwicklung. Kultur im weiteren Sinn fasst aber noch viel mehr. Es steht für die Gesamtheit der menschlichen Hervorbringungen, für die besondere Form und Verfassung, die sich eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft gibt. Dahinter verbergen sich dann nicht nur die hervorragenden Leistungen aus den Künsten, sondern auch die historischen Absplitterungen und Überbleibsel beim Entstehen und Herstellen des Großen und Ganzen, welches wir als Kultur wahrnehmen können. Es verweist auf das, was in der großen Geschichte lange unerwähnt blieb und der Vergessenheit anheimgefallen war: auf das Alltägliche. Oder um es mit einem der älteren Technikhistoriker Sigfried Giedion zu sagen: auf die „anonyme Geschichte“ (überhaupt Giedion, siehe auch Gleitsmann: S. 293ff). Paradoxerweise erinnern die überlieferten Kunstwerke indirekt an diese Alltags-Artefakte, entstanden aus der Routine des

Alltags der Vielen. Denn es muss danach gefragt werden, wie sie entstehen konnten. Schließlich agiert ein Künstler, ein Wissenschaftler, ein Handwerker, eine Hausfrau oder wer auch immer nicht im luftleeren Raum, sondern in seiner Welt. Der Begriff Umwelt ist jüngeren Datums und verweist darauf, dass bei diesem Denken die Welt als getrennt von einem wahrgenommen wird, anstatt etwas, dass zusammen wirklich erst ist. Johann Jakob von Uexküll spricht von der Wirk- und Mitwelt.

Angekommen im 21. Jahrhundert verfügen viele Menschen wie selbstverständlich über mannigfache Kultur- und Medientechniken. Ob unsere heutige sogenannte Medienkultur es uns zugleich ermöglicht, bewusst damit umzugehen, steht auf einem anderen Blatt. Können wir wirklich untereinander frei kommunizieren und noch frei entscheiden, was und wie wir etwas wollen? Zu welchem Zweck werden Medien, Bildung, Technik etc. genutzt? Sind wir bloß Bediener von Maschinen und Automaten im Interesse anderer bzw. nach Maßgaben, die wir nicht durchschauen oder nicht verstehen (wollen oder können). Die Frage ist, ob der Einzelne als Lücke frei und willkommen ist oder nur instrumentalisiert wird. Im letzten Fall also nur Werkzeug wäre wie einst ein Sklave.

Menschen: Bauern, Künstler, Handwerker ...

Oberbegriffe, Verallgemeinerungen, die Vielheiten hinter oder unter sich versammeln, sollten möglichst allgemein zugänglich und verwendbar sein. Sie wirken nämlich systembildend. Luhmann spricht von sozialen Systemen wie Wirtschaft, Wissenschaft, Religion und „Generalisierte Kommunikationsmedien“ wie Macht, Geld, Liebe usw. Letztendlich sind es ja Begriffe und Vorstellungen, die wir uns von etwas machen, die zu Medien der Wahrnehmung werden. Wir als lebende Systeme bewegen, denken, orientieren und navigieren uns durch diese Systeme. Die Angst, sich zu „vergemeinern“, weil Vorbehalte gegen die Künstler, gegen die Wissenschaftler, gegen die Handwerker, gegen die Bauern usw. bestehen, ist das eine. Die Befürchtung, den Profis und Promis ins Gehege zu kommen oder sich mit deren Auftritt vergleichen zu müssen, das andere. Zweifelsohne sind Verallgemeinerungen problematisch, will man beschreiben was man tut. Die Frage nach dem Tun, danach was einer macht, beantwortet man am besten mit dem Verb – dem Tunwort: Ich schreibe, ich wasche, ich rechne. Die Substantivierung würde da nur in die Irre führen. Nur weil ich wasche, bin ich noch längst keine Wäscherin. Nichtsdestotrotz gibt die Summe meines Tuns die allgemeine Richtung an, in die mein Handeln treibt. Es ergibt sozusagen ein allgemeines Vorzeichen. Beispielsweise macht es einen Unterschied, ob eine Frau zu Hause ihre eigene Wäsche wäscht oder es als spezielle Dienstleistung als Wäscherin für andere anbietet. Hier aber wird es zum Beruf und gibt den Hinweis auf das, was sie hauptsächlich und in Wiederholung entweder aus Interesse und wegen besonderer Fähigkeiten oder zum Lebensunterhalt und als Gelderwerb immer wieder macht.

Neben der beruflichen Zuschreibung von Beschäftigungen gibt es die Kategorisierung und Abstufung beispielsweise nach dem späteren Nutzen und Gebrauch des Ergebnisses. Zu was ist es gut, was einer macht oder herstellt? Dient es als Kult- oder Kunstgegenstand, wird es als Werkzeug verwendet? Auch die Herstellungs- und Arbeitsbedingungen lassen Rückschlüsse auf den Menschen zu, der das Ding macht. Entsteht da ein Naturprodukt, Industrieprodukt, eine Handarbeit oder ein Kunstwerk? Dient es Forschungszwecken und ergeben sich daraus neue grundlegende Erkenntnisse? Methodisch mag jeder in seinem Fach mehr wie ein Künstler offen und neugierig, wie ein Wissenschaftler systematisch und Erkenntnis geleitet, wie ein Handwerker gründlich und geübt, wie ein Fließbandarbeiter mechanisch wiederholend oder wie ein Beamter loyal und streng nach Vorschrift vorgehen. Arbeitsbeziehungen lassen ebenso Rückschlüsse auf die Tätigkeit zu: Bekommt man Lohn, Gehalt, Bonuszahlungen oder Honorar? Ist es ein Ehrenamt oder abverlangte Arbeitsleistung wie beispielsweise die sogenannten 1-Euro-Jobs bei Hartz IV? Handelt man auf Anweisung, gar auf Befehl? War es eine reine Auftragsarbeit oder ist das Werk Ergebnis freien, unabhängigen Schaffens, wie der Text hier. Nicht unerheblich wirken die Übermittlungsinstanzen mit entsprechendem Wahrheitsanspruch auf die bei (oder unter) ihnen Tätigen ein. Gemeint sind Systeme wie Wirtschaft, Religion, Wissenschaft, Kunst und auch Liebe. Beispiel: Ist eine Nonne, die im Krankenhaus arbeitet, von Beruf Krankenschwester oder Nonne? Wo bleibt der Künstler in der Musikindustrie oder ist er in Wahrheit Fließbandarbeiter? Wie verhält sich ein engagierter Wissenschaftler im ökonomischen System, welchen Maximen folgt er? All diesen Kategorien gemeinsam ist das Supermedium Geld, das in einem monetären Kreislauf immer mehr Lebensbereiche durchdringt und um die Welt zirkuliert. Es ist super und absolut, da es selbst nichts ist. Es ist „extrem vergesslich“ (Luhmann, Kunst: S. 301) und erlaubt den schnellen Tausch unter sich Unbekannten, Transaktionen von hier nach da erscheinen nur als bloßes Zahlenwerk und beinhalten mittlerweile sogar bloß noch zukünftige Optionen (Möglichkeiten? Wünsche?). Es werden also Absichten, so gesehen der frei Wille, vermarktet. Logisch, dass deshalb unsere Beschäftigungen nach ihrem Bezug und Stellenwert innerhalb der Ökonomie graduell in Erwerb, Haushalt, Freizeit, Hobby etc. eingeordnet werden, je nach ihrem lukrativen Wert und der Nähe zum Finanzmarkt. Fast überall fehlt Geld. Dort wo es sein soll, ist es nicht. Die einen sind gegen Geld und wollen es doch haben. Wo das Geld fehlt, geraten Menschen leicht in eine Abhängigkeit der nächsten Umgebung. Für die einen eröffnet es ein Leben ohne Geld und versteht sich als ursprüngliche Lebensform in Gemeinschaft. Für andere bedeutet es die Abhängigkeit oder das Wohlwollen von einem kleinen Kreis,

von vertrauten oder verwandten Leuten. Und schließlich spielen Legitimationen (Autodidaktisch, Ausbildung, Titel, Zertifikate, öffentliche Zustimmung, Reputationen) eine entscheidende Rolle bei allem, was wir tun.

Methodische kann also jemand eher Handwerker sein, wobei der Gegenstand oder das Berufsfeld beispielsweise die Wissenschaft ist. Andere betreiben ihre Landwirtschaft zur Selbstversorgung und nach streng ökologischen Kriterien, treten aber gar nicht auf dem Markt auf. Andere gehen dabei großindustriell und nach modernsten wissenschaftlichen Standards vor und produzieren auch nur Kraut und Rüben. Einige Künstler legen nicht selbst Hand an ihr Kunstwerk, geben nur Anweisung, und verkaufen es doch zu Höchstpreisen auf dem Markt, die Ausführenden – die Handwerker und Handlanger – hingegen werden unter Umständen noch nicht einmal genannt. Bei Filmen, wo es nur arbeitsteilig zugeht, werden die Regie, die Darsteller, die Kamera, die Cutter, Maske usw. gewürdigt und im Abspann genannt.

Also

Künstlerische Wissenschaft zielt darauf, Dinge ausprobieren zu können, unmittelbar Erfahrung zu sammeln und dafür auch ungewöhnliche Mittel (Medien) und Wege (Kanäle) zu nutzen. Unsere heutigen, modernen Industriegesellschaften verstehen sich zwar als Medien-, Kommunikations- und Informationsgesellschaften, bieten aber dem normalen Alltagsmenschen kaum Gelegenheit zur freien Entfaltung. Ein Achtstundentag, womöglich mit langem Anfahrtsweg, und die alltäglichen Verrichtungen lassen oft nicht genug Spielraum für weniger zielgerichtete oder weniger fruchtbare Interessen. Das meiste wird routiniert abgehandelt, weil Zeit oder Geld gespart werden müssen.

Form und Stoff, Material und Dinge sind jedoch in großer Vielfalt vorhanden und weiter braucht es nur wache Sinne, bewusste Wahrnehmung, eigene Beschreibungen und mutige Deutungen. Das Wahrgenommene anderen mitteilen zu können, oder es zumindest in eine Form zu geben, damit sich etwas überhaupt mitteilen lässt, bedeutet, bereits im Dialog zu sein. Beispielsweise zu lesen, einen Text zu schreiben, ein Bild zu malen und sich dazu Gedanken machen. Ohne Austausch mit anderen kann Eigensinn sich nicht formen und verklumpt womöglich zu Irrgedanken. Sogar ein Einsiedel war mit seiner Geburt zunächst auf seine Nächsten, seine Mutter, seinen Vater oder andere Erwachsene angewiesen. Man denke nur an Grimmelshausens Simplex, den Einfallspinsel, der bei einem Einsiedel groß wurde. Oder an die sogenannten Wolfskinder, die in einer wichtigen Lebensphase ohne menschlichen Bezug und ohne Sprache aufwuchsen und dies nie mehr nachholen können. Der Einsiedel mag auf seine Mitteilungsbedürfnisse verzichten wollen, doch selbst er lebt in Bezug zu Gott oder einer anderen Idee. Das Mitteilungsbedürfnis deutet darauf hin, dass Menschen etwas geben möchten und eben nicht nur etwas haben wollen.

In modernen Gesellschaften ereignet sich nun der lebendige Austausch, das soziale Miteinander zunehmend technisch-medial vermittelt. Die Art und Weise, wie ich mich ausdrücken kann, hat Rückwirkung auf meine Wahrnehmung und Befindlichkeit und darauf, wie ich in der Welt zu Hause bin. Das fängt bei den Worten, Sätzen und Formulierungen an und setzt sich fort im Umgang mit den täglichen Dingen des Lebens. Was kann, was darf ich sagen? Was wird hergestellt? Welchen Einfluss habe ich darauf? Wie funktioniert es? Kann ich es für meine Zwecke nutzen? Oder bin ich nur Mittel zum Zweck, weil ich die Maschine für die Interessen eines anderen bediene? Die Nützlichkeit dessen, was hergestellt wird, hängt vom Zuspruch ab. Die gesellschaftliche Akzeptanz des Anderen, der Lücke, drückt sich letztlich über das Belohnungssystem aus. Daher kann es eng für einen in seiner Lücke werden.

Wie können Standards und Spielräume allgemein so verhandelt werden, dass eine echte multimediale Kultur gelebt werden kann? Sollte gar von multimedialen Kulturen gesprochen werden? Nicht zu vergessen sind die interdisziplinären, auch Berufe übergreifende Arbeitsweisen. So dass ein jeder nach seinen Bedürfnissen über Medien (nach einem Medienbegriff im weitesten Sinn) und die dazu gehörenden Kulturtechniken bei Interesse frei verfügen und entscheiden kann. Die Wirklichkeit ereignet sich in und mit den Gegebenheiten der Natur. Zwar entsteht Kultur erst durch Wiederholung und Bewahrung des Alten. Doch „genau das kann man wissen, um die eine oder andere Gewohnheit dann doch zur Diskussion zu stellen“, ist auf der Webseite www.zeppelin-university.de im Profil zum Lehrstuhl für Kulturtheorie und -analyse zu lesen (aufgerufen am 14.10.2011). Die weltweite Vernetzung vieler Menschen und Kulturen könnte deshalb zu einem zunehmenden Achten und gegenseitige Anerkennen führen. So dass in einem freien Flug immer wieder neue Formen entstehen.

Kein Text gestaltet sich von allein. Die Ideen und Fäden anderer Leute habe ich gesucht, gefunden und aufgenommen. Texte wurden ein- und nachgelesen, quer- und zwischenrein gepackt. Manches Buch, mancher Aufsatz und manche Anregungen kamen erst am Schluss daher. Mancher fremder Faden wurde willkommenen aufgenommen und an guten Stellen einfach in den wachsenden Stoff, soweit er sich noch wandeln ließ, eingewoben. Glückliche Fügungen taten das übrige. Meine Gedanken selbst speisen sich aus amorphem Wesen. Indem von mir gedacht und aufgeschrieben, wurden Impulse, die amorphen Wesen, durch mich hindurch, zu Wortfäden gesponnen, und schließlich zu Text verwoben. Gegen Ende zogen noch einzelne Käutze (!), Vögel, ganze Vogelschwärme vorbei, ließen sich überraschend an einigen Stellen nieder und hinterließen Spuren.

Vielleicht könnten heute Ideen wie die „Soziale Plastik“ (Josef Beuys) und Entwürfe wie „Die Ästhetik des Widerstands“ (Peter Weiss) eingelöst werden. Die Befreiung der Arbeiter kann nur Sache der Arbeiter sein? Jetzt befreit, frei gesetzt und frei berufen, nach langem Marsch durch die Bildungsinstitutionen (in anderer Richtung zwar als die Alt-68er-Studis, die nämlich gingen in die Betriebe hinunter), frage ich mich, wer da was gestalten kann, darf und will. Mögen andere das Ende der Geschichte herauf beschwören, ich meine: Jetzt fängt es erst richtig an! Jetzt erst könnten Arbeit und Kultur wieder zusammenkommen, müssten nicht länger zueinander entfremdet bleiben. Kultur wäre einer Emulsion gleich. Arbeit und Notwendigkeit vermischt mit Wissenschaft und Künsten, als Öle und Elixiere des kulturellen Alltags. Die Trennung von Arbeit, Kunst und Kultur wäre also nicht nur in der Gesellschaft und zwischen den Gesellschaften, den Schichten und Systemen aufgehoben, sondern auch in den Bürgern selbst. Sofern sie nicht nur als „die Menschen“ biologische Verschiebemasse sein wollen im bundesrepublikanischen und weltweiten Saustall einer entkoppelten Wirtschaft. Kultur muss im Alltag eingefordert werden. Der gestalterische Spielraum muss dort abgerungen werden, wo jeden Tag gearbeitet und konsumiert wird, bei unseren Gewohnheiten, an den Arbeitsplätzen, auf der Straße, von unseren Mitmenschen. Es sind real existierende Führungskräfte, ob männlich oder weiblich, real existierende Beamte, Arbeiter und Angestellte, Konsumenten und Nutzer, die jeden Tag mehr oder weniger frei entscheiden, mitmachen und verantwortlich sind. Fragt man hinter her, will es wieder keiner gewusst haben, will wieder keiner dabei gewesen sein. Psychische Erkrankungen wie „Burn Out“ sind individuelle wie gesellschaftliche Symptome. Kultur ist keine Freizeitveranstaltung.

Literatur und Online-Quellen (Auswahl)

- Assmann, Aleida: Diskurse in vernetzten Gesellschaften: Kommunikatives Wissen/Kollektives Gedächtnis. Seminar 07.11.2002 an der Technischen Universität Chemnitz auf <http://www-user.tu-chemnitz.de/~asr/gedaechtnis.pdf> . (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).
- Bayerl, Günter / Weber, Wolfhard (Hrsg.): Sozialgeschichte der Technik: Ulrich Troitzsch zum 60. Geburtstag. Verlag Waxmann. Münster, New York, München, Berlin 1998.
- Beck, Johannes / Illich, Ivan / Samerski, Silija: Redemanuskript http://www.pudel.uni-bremen.de/pdf/Beck_ua_1444id.pdf auf <http://www.pudel.uni-bremen.de>. (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).
- Becker, Kurt W.: Anmerkungen zur Geschichte der anatomischen Studien. Text zum Katalog der Ausstellung: KunstOrt Anatomie : Künstler auf Visite. 23. Mai.21. Juni 2002 im Anatomischen Institut der Universität des Saarlandes auf http://www.angewandtekunstgeschichte.net/sites/default/files/Grundlagentext_Becker.pdf. (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).
- Berger, Sylvia: Umdeuten, Ausblenden, Beharren: Zur Persistenz wissenschaftlicher Denkstile am Beispiel der deutschen Bakteriologie, 1890-1918. In: Egloff, Reiner (Hg.): Tatsache – Denkstil – Kontroverse: Auseinander-setzungen mit Ludwik Fleck. Collegium Helvetium Heft 1: Zürich 2005, S. 71-77. <http://www.ludwikfleck.ethz.ch/de/publikationen.html> oder Download direkt http://www.ludwikfleck.ethz.ch/fileadmin/user_upload/lfz_archive/2005/Tatsache_Denkstil_Kontrovers e.pdf . (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).
- Dewey, John: Kunst als Erfahrung. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 1988.
- Giesecke, Michael auf <http://www2.uni-erfurt.de/kommunikationswissenschaft/>. (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).
- Gleitsmann, Rolf-Jürgen / Kunze, Rolf-Ulrich / Oetzel, Günther: Technikgeschichte. UTB Verlagsgesellschaft. Konstanz 2009.
- Hoffmann, Stefan: Geschichte des Medienbegriffs. Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft Jg. 2002. Meiner Verlag. Hamburg 2002
- Höhne, Thomas: Pädagogisierung sozialer Machtverhältnisse. In: Pädagogisierung: die Kunst, Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen! Schulheft 116. Studienverlag. Wien 2004, S. 39. Darin weitere Aufsätze zum Thema u.a. von Erich Ribolits.
- Hübner, Kurt: Kritik der wissenschaftlichen Vernunft. Verlag Karl Alber. Freiburg 1978.
- Hug, Theo / Perger, Josef (Hrsg.): Instantwissen, Bricolage, Tacit Knowledge: Ein Studienbuch über Wissens-formen in der westlichen Medienkultur. Studia Universitätsverlag. Innsbruck 2003.
- Huizinga, Johan: Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im spiel. Rowohlt Taschenbuchverlag. Reinbek bei Hamburg 2009. (Orig. Niederländisch 1938).
- Kluge, Alexander / Negt, Oskar: Geschichte und Eigensinn. Verlag Zweitausendein. Frankfurt am Main 1981.
- Lebenslanges Lernen: Strategien für Lebenslanges Lernen, auf der Webseite des Bundesministeriums für Bildung und Forschung <http://www.bmbf.de/publikationen/index.php?S=Lebenslanges%20Lernen#pub> oder Download direkt http://www.bmbf.de/pub/strategie_III_verwirklichen.pdf , und dasselbe auf der Website der EU http://ec.europa.eu/dgs/education_culture/publ/pdf/II-learning/keycomp_de.pdf , und mehr zum Thema in der Navigation unter Lebenslanges Lernen / Schlüsselkompetenzen, http://ec.europa.eu/education/index_de.htm. (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).

Lippe, Rudolf zur: Das Denken zum Tanzen bringen. Philosophie des Wandels und der Bewegung. Verlag Klar Alber. Freiburg im Breisgau 2010.

Luhmann, Niklas: Aufsätze und Reden. Herausgegeben von Oliver Jahraus. Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart 2001.

Luhmann, Niklas: Kunst als Medium zweiter Ordnung. Differenz Medium – Form. In: Texte zur Medientheorie, S. 298-303.

Mann, Thomas: Joseph und seine Brüder. Der erste Roman: Die Geschichten Jaakobs. Fischer Verlag. Frankfurt am Main 2005.

Margreiter, Reinhard: Medienphilosophie. Eine Einführung. Parerga Verlag. Berlin: 2007

Margreiter, Reinhard: Wissenskonstitutionen im Spannungsfeld von Arbeit, Spiel und Medien. In: Hug, Theo... (Hrsg.): Instantwissen, Bricolage,... Innsbruck 2003, S. 84-100.

Markowitsch, Hans J. / Welzer, Harald: Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Verlag Klett-Cotta. Stuttgart 2005.

Marx, Karl: Medientechnischer Entwicklungsstand und Kunst- und Denkformen. Auszug aus: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. In: Texte zur Medientheorie. S. 106-108.

Mersch, Dieter: Medium – Ding – Kunst (Arbeitstitel eines Forschungsprojekt als Senior Fellow 2009/2010 am IKKM, Internationales Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie, Weimar). http://www.ikkm-weimar.de/frontend/index.php?page_id=159&v=d_v&id=87 oder Vortrag „Mediale Dinge und ihre ästhetische Reflexion“ vom 20.01.2011 http://www.ikkm-weimar.de/personen/mitarbeiterverzeichnis/prm/159/v_d_f/id_87/index.html# bzw. <http://www.ikkm-weimar.de/> weiter über Publikationen. (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).

Meyer-Abich, Klaus Michael: Was es bedeutet, gesund zu sein. Philosophie der Medizin. Carl Hanser Verlag. München 2010.

Mumford, Lewis: Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht. Die umfassende Darstellung der Entdeckung und Entwicklung der Technik. FischerVerlag. Frankfurt am Main 1997.

Pfütze: Form, Ursprung und Gegenwart der Kunst. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 1999.

Ribolits, Erich auf <http://homepage.univie.ac.at/erich.ribolits/php/archive.php?id=274>. (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).

Ribolits, Erich und Zuber, Johannes: Pädagogisierung. Die Kunst, Menschen mittels Lernen immer dümmer zu machen! Schulheft, 29. Jg. 2004. Studienverlag. Innsbruck, Wien, München, Bozen 2004.

Ribolits, Erich: Die Arbeit hoch? Berufspädagogische Streitschrift wider die Totalverzweckung des Menschen im Post-Fordismus. Profil Verlag. München, Wien 1995

Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart 2004.

Schneider Jan Georg: Gibt es nichtmediale Kommunikation? Schriftliche Ausarbeitung eines Vortrag, gehalten bei der GAL(Gesellschaft für Angewandte Linguistik)-Jahrestagung 2005 auf: http://www.isk.rwth-aachen.de/fileadmin/benutzerdateien/vorlesungsmaterialien/schneider/Nichtmediale_Kommunikation.pdf. (Zuletzt aufgerufen am 17. Oktober 2011).

Texte zur Medientheorie. Herausgegeben von Günter Helmes und Werner Köster. Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart 2002.

The Journal of unsolved Questions auf <http://junq.info/> (zuletzt aufgerufen am 17.10.2011).

Tomasello, Michael: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition. Suhr-kamp Verlag. Frankfurt am Min 2002.

Troitsch, Ulrich (Hrsg.): "Nuetzliche Kuenste". Kultur- und Sozialgeschichte der Technik im 18. Jahrhundert. Verlag Waxmann. Münster, New York, München, Berlin 1999.

Watzlawick, Paul (Hrsg.): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, war wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. Piper Verlag. München 2007.

Wilson, Frank R.: Die Hand – Geniestreich der Evolution. Ihr Einfluß auf Gehirn, Sprache und Kultur des Men-schen.. Rowohlt Verlag. Reinbek bei Hamburg: 2002.

Zeppelin University Friedrichshafen, Lehrstuhl Kulturtheorie und -analyse: http://www.zeppelin-university.de/deutsch/lehrstuehle/kulturtheorie/kulturtheorie_profil.php (zuletzt aufgerufen am 17.10.2011).